Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 208 (1929)

Artikel: "Ä Stei ab em Härz" : Humoreske
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374818

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sie lieferte Maschinen, die der Besteller in der „Silberstrecke" im Bach in St. Fiden, später in seinem ausgedehnten Etablissement an der Langgasse aufstellte. Die endlichen Erfolge blieben nicht aus, erregten jenes Aufsehen, das anfangs der 50er Jahre die Firmen J. L. Billwiler und Gebr. Giger in Degersheim ins Leben rief.

Aus der Frühzeit unserer Weißstickerei haben sich nur spärliche Reste erhalten. Zwischen einer doppelten Zackenreihe füllen aneinander gereihte Kreise (Löcher) die Fläche. Ein fünfblättriges Blümchen mit Stil und Blättchen schließt das Muster oben ab. Ranken an Kreisen treten im zweiten Muster auf. Sie umrahmen eine halbierte Blüte die am obern Abschlusse wieder erscheint. Die technische Ausführung dieser zarten Veteranen unserer Maschinenstickerei zeigt das Fehlen der Unterlegstiche im zweiten Muster, die in der äußern Zacke des ersten ein einziger Faden ersetzt. Der noch unbekannte, erst 1862 aufgenommene Feston wird durch einen feinen Schrägstich gegeben. Die Unregelmäßigkeit der Kreise kann nicht auffallen; denn sie sind von Hand eingebohrt, da der Bohrapparat erst 1868 der Stickmaschine angefügt wurde.

Das Zentenarium der Erfindung unserer Stickmaschine durch Josue Heilmann muß uns die Erinnerung an Franz Rittmeyer wachrufen. Dieser hat der Erfindung erst die praktische Verwendung verliehen. Wir ehren in ihm den industriellen Wohltäter seiner Heimat und des Auslandes.

„Ä Stei ab em Härz".

Humoreske von **Kaspar Freuler, Glarus.**

Didi, des Staldenbauers rotbackiges Töchterchen, guckte nachdenklich zwischen den letzten rotblühenden Geranienstöcken zum Fenster hinaus. Wenn es sich auf die Zehen stellte, sah es eben knapp noch zum Waldrand hinauf. Nicht, daß der Tannenwald das Mädchen besonders interessiert hätte — aber davor stand mitten im grünen Wiesland das „Rüteli", der letzte Bauernhof, der eben noch zur Gemeinde gehörte, wie der Aufhänger noch zum Ueberzieher.

Noch einmal sah das Mädchen hinauf — ja, das weiße Tüchlein flatterte. Also kam der Hans am Vormittag ins Dorf hinunter!

„Wenn er nur nicht zu früh kommt!" dachte Didi. Es war neun Uhr — in einer Stunde fuhren Vater und Mutter fort, dann konnte es, ohne daß dies stark auffiel, auf ein paar Minuten zur Kirche hinüber, zu der Kastanienallee. — Wenn dann nur nicht der Tobis dazu kam! — Einmal, da hatte er sie richtig erwischt! Mutterseelenallein hatten sie sich geküßt und aufeinmal war das alte Knechtlein bei ihnen gestanden, in einem leichten Stüber, und hatte ihnen Glück gewünscht! Seither drückte er so beschmitzt die Augen, daß dem Didi oft, namentlich an Sonntagabenden, wo der Tobisli redselig war, himmelangst wurde, er könnte sich verreden. Da wär der Krach mit dem Vater da!

Der Staldengütler mußte sowieso schon irgend etwas gemerkt haben. Letzthin, als Didi zum Wald hinauf sah, meinte er trocken: „Der Wald gehört nicht uns und was mir nicht gehört und nie gehören wird — verstanden! — um das braucht man sich auch die Augen nicht auszurenken! Schluß!"

Aber z'leid — und z'Trotz hing es nun dem Rütelihans an. — Wenn der Vater nun erst noch inne wird, daß es mit dem Hans zusammen Theater spielt! Sie sind doch beide im Gemischten Chor! Der gibt alljährlich im Herbst eine Abendunterhaltung, und als der Lehrer Spöndli in einer Gesangsprobe sich seine Leute ausgelesen hatte, da konnte man doch nicht den Kopf machen und ohne irgend einen vernünftigen Grund eine Rolle ausschlagen. In acht Tagen sollte die Aufführung sein, drüben im „Kronensaal", wo der glatteste Tanzboden war und die beste Musik!

„Wo ist nur das Büchlein?" Didi suchte es in allen Ecken. Traurig genug, daß man ein Theaterbüchlein derart in allen Winkeln verstecken muß!

Schließlich fand sich das rote Heftchen zuunterst im Nähkörbchen, und mit tuschelnder Stimme fing das Mädchen auch schon zu parlieren an.

„Du arger, falscher Bösewicht
Ach du betörst mich jetzo nicht —
Wenn ich auf Knien vor dir flehe
Hinaus! aus diesem Hause gehe!"

Den alten Tobis, der eben hereinkam, übersah es gänzlich, bis er, über diesen Empfang etwas erstaunt, zu husten anfing:

„He — Didi — sollst einen Augenblick zum hintern Stall hinüberkommen — es wartet einer!" —

Schon war das Mädchen zur Tür hinaus. — Lächelnd ging das Knechtlein in den obern Stock.

Der Meister stand vor dem schiefen Spiegel, in Hosen und Hemd, und seine Ehehälfte, die Vrine, probierte mit großem Kraftaufwand das farbige Hemd, ein weiß gestärktes Vorhemdchen, das wie ein Gipsbrett von ihm abstach, und einen frischen Kragen über das selbe Hemdenknöpfchen zu zwängen. Als das unter etwelchen Flüchen geraten war und auch die Krawatte und Weste ordentlich auf dem magern Bauernbäuchlein saßen, rief er den Tobis.

„Spann auf den Zehnuhrzug das Breck an. Es und ich müssen fort, in die Stadt! Du kannst fahren und morgen holst uns wieder auf den Mittagszug ab, verstanden! Man wirds dir schon sagen dürfen:

ich muß an eine Erbschaft — jawohl, eben des Vetter Sämis Vermögeli wird heut Nachmittag verteilt! — Du bist dann heut Abend allein Herr im Haus — daß du mir keine Eseleien machst, verstanden — und daheim bleibst! Man weiß nie, was passieren könnte! Und wenn dann Einer vom „Rüteli" etwa Wind bekommen hat, daß ich fort bin und etwa am Gartenmäuerchen hustet oder eine Amsel pfeift, obschon kein Vogel mehr auf ist um diese Zeit, dann zeigst ihm, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat! Und das Didi bleibt im Haus, verstanden! Ich wills, jawohl! — Und dann noch etwas, Tobis! Ich hab da läuten hören, der Lehrer Spöndli hätte ein Theaterstück gemacht — irgend etwas Blödsinniges vom alten Holensteinler, der da im Schloßturm herumregiert, statt daß er den alten Krauteri im Grab läßt — also probier einmal herauszubringen, was das ist, und dann auch, ob da etwa gar noch das Didi mithelfen soll, derlei Zeug aufzuführen? Aus dem gibts dann nichts, verstanden, — ein für allemal nichts! — Wenn du mir das alles ordentlich herausbringst, solls dir an einem Trinkgeld nicht fehlen — !"

Der Tobis streckte bereits die Hand darnach aus, aber der Staldengütler, selber erstaunt ob seiner Güte, versenkte den Geldsäckel wieder tief in die Hosentasche. —

Wenn der Staldengütler, der sowieso jeden Rappen dreimal umkehrte, bevor er ihn ausgab, erben konnte, so brauchte das nicht jedermann zu wissen.

„Sonst schrauben sie mir wieder den Steuerzettel in die Höhe, bevor ich nur einen Fünfer mehr habe", sagte er zur Vrine, die ihm Anglees (Gehrock) und Zilinder bereitlegen wollte.

„Dumms Zeug, das ist doch keine Beerdigung — das sähe ja aus, wie wenn schon bald wieder einer dran glauben müßte, wenn ich da in dem schwarzen Frack aufrücken würde. Ueberhaupt — trotz dem Erben — ist etwas in der Luft! Aber grad herrufen soll man's nicht noch extra!"

Vrine, die seine schwachen Seiten kannte, schaute ihn nur schief an.

„Was in der Luft sei? Meinst du, es laufen mir umsonst drei Kreuzspinnen über den Weg schon am Morgen früh, hä? Und wie der Holensteinler drüben im Schloßturm wieder die halbe Nacht rumort hat — davon hast etwa auch nichts gehört? Wenn ich den Turm zuhanden nehmen könnt, der müßt mir innert drei Tagen vom Erdboden verschwunden sein, dann hätt' der Cholderi Ruhe — und ich auch!"

„Kauf' ihn doch endlich, so hat die arme Seel' Ruhe", gab sie unwirsch zurück. „Zweitausend Franken heischt der Haldengutbauer dafür samt dem Turmgütlein —"

„Meinst, zweitausend Franken sei das wert? Meinst, ich zahl' dem Schelm noch gutes Geld? Eher laß ich die Fenster gegen den Turm zumauern!"

Die Mutter ließ ihn allein. Er nestelte noch etwas in der Stube herum, schaute im Kastenfuß nach, ob die 1000 Franken, die jahrein, jahraus dort unten, mit alten Zigarren zugedeckt, in Sicherheit lagen, noch unberührt seien und wollte eben den Tobis zu einiger Eile anspornen, da klopfte es und ohne das „Herein" abzuwarten, stand schon die hagere, lange Figur des Haldengütlers im Türrahmen.

Der Staldenbauer war nicht sonderlich erbaut von dem unzeitigen Besuch. Der mußte natürlich ausgerechnet heute hineingeschneit kommen, wo man in die Stadt verreisen mußte. —

Aber er sah sich einer Ausrede dafür enthoben. „Du kannst scheints zum Erbgang?" fragte der Haldengütler.

„Ja, scheints — man wird sehen, was dabei herausschaut — viel jedenfalls nicht."

„Nicht genug, um das Turmgütlein zu kaufen?"

Sie schauten sich einen Augenblick lang in die Augen. Aha, dachte jeder, pfeift's aus dem Loch? —

Nach einer Weile murrte der Staldengütler: „Wenn du nicht so verrückt viel wolltest?"

„Wer sagt denn so etwas? Einem alten Kameraden bin ich noch immer entgegengekommen!"

„Was gilts denn heute?"

Der Haldengütler rückte nicht gleich aus, sprach von teuren Zeiten, von alter Kameradschaft und vom Wert dieses Gütleins — und namentlich vom Wert für solche, die ja noch immer ein wenig abergläubisch seien und glauben, der Holensteinlerritter hätte nächtlicherweile Freude daran, einen irgendwann einmal versetzten Marchstein gegen des Staldenbauers Liegenschaft hinzusuchen — —

„Derlei Anspielungen brauchst keine zu machen — du warst damals der schlechte Hund; ich hab' nur graben geholfen — überhaupt ist das seit dreißig Jahren vorbei — Schluß und fertig!" —

Aber der Angel saß. Und als der Haldengütler nach einer Viertelstunde mit dem neuen Preis von nur 1300 Franken ausrückte, da sah der andere schon Turm und Gut in seinem Besitz.

„Nur nicht grad genau 1300, das 13 vorn an der Zahl behagt mir nicht, das gibt nichts Gfreutes!"

Sie handelten hartköpfig auf 1295 Fr. hinunter.

Als der Staldengütler aber gleich Schriftliches wünschte, da hüstelte der andere: „Du wirst begreifen, daß man dir den ganzen Geisterspuk und das gute Gewissen in der Nacht samt dem Gütlein nicht um 1295 Franken allein verkauft. Ich hätt' da auch ein Anliegen .." Er redete weiter von dreißig Stück Großvieh und von drei Pferden, einem Traktor und einer Mähmaschine und schließlich vom Aerger, den die ewige Plagerei mit einer Haushälterin bringe und daß da endlich nun eine junge, frische Frau auf den Hof müsse. —

Da ging dem Staldenbauer ein Licht auf: Das Didi! — Ja freilich, das Didi! — Der Haldenbauer ließ nicht nach, und strich sich mit seinem Vermögen einerseits und den guten Kauf anderseits mit so hellen Farben heraus, daß sein Gegenpart je länger je weniger gegen die Abmachung ins Feld zu führen wußte. Und richtig — als der Haldengütler ein Böglein Papier zum Vorschein brachte, da unterschrieb er ...

„..., daß der Unterzeichnete berechtigt und befugt sei, das Holensteingut zum Preis von 1295 Fr. käuflich zu erwerben an dem Tag, an dem seine Tochter Didi dem Haldengutbauer das Jawort gebe ..."

„Mußt keine Angst haben — bar Geld lockt, und wenn ich schon meine bald 50 Jährchen hinter mir habe, so besinnt sich ein Mädchen doch nicht allzulang, in ein derartiges Hauswesen hineinzusitzen — besonders wenn der Vater ein wenig nachhilft!" —

„Mußt halt dein Möglichstes tun!" riet er. „Morgen hat das Didi seinen 20. Geburtstag — da wärs grad eine Gelegenheit!" —

Vorläufig nützte alles wenig. Denn als in diesem Augenblick das Töchterlein eintrat und der Vater ihm mit einem schnellen Augenzwinkern hinter des Haldengütlers Rücken die Sachlage in Bausch und Bogen erklären wollte, schien es von einer unglaublichen Beschränktheit des Verstandes zu sein. Auch das Drumherumreden des Junggesellen schien ohne Eindruck zu bleiben und als dann der Tobis mit dem Bescheid kam, daß es nunmehr Zeit wäre, auf die Station zu fahren, da wußten die beiden Jahrgänger, daß ihre schöne Abrede jedenfalls noch nicht ganz ausgereift sei.

„Ihr könnt ja jetzt über Nacht ein wenig drüber studieren, Jungfer Didi", meinte der Haldengütler beim Abschied. —

Das Didi hatte aber Gescheiteres zu tun an einem Samstag, und als es gegen Abend mit der Arbeit in Haus und Hof fertig war, da kam auch schon das Aferli, sein Gspieli, mit einem Bündel.

„Guck, Didi, das sind unsere Kostüme fürs Theater! Fein, hä!"

Es stolzierte, Seide und Sammet um sich werfend, in der Stube hin und her. „Da sind wir zwei andere Madamen, was meinst? — Heut Abend ist Probe in der „Krone" im kleinen Saal! Nur unserer vier, mein Schaggi ist auch dabei!"

„Ach, mein Gott, das geht nicht — Vater und Mutter sind fort —"

„Ja — also —"

„Nein, weißt, da hockt noch der Tobisli da, so als Oberaufpasser — und dann ist auch die Bäsi noch nicht gekommen; die kommt jeden Samstag, wie eine Uhr, und wenn sie etwas inne wird von der Erberei, so bring ich sie nicht mehr zum Haus heraus!"

Richtig, da kam sie auch schon. Rief im Hof dem Tobis zu, ob es wahr sei, daß er an einem heiligen Werktag mit dem Meister in die Stadt habe fahren müssen, hustete die Treppe hinauf mit Murren und Brummeln und brachte unter der Stubentüre den Satz endlich zu Ende, daß es kein Wunder sei, wenn ein Bauernwesen z'Lumpen gehe bei so einer Fuhrwerkerei.

Das Didi ließ die Redseligkeit über sich laufen wie warmes Wasser und erst als die Bäsi ihren unvermeidlichen Strickstrumpf, um dessenwillen sie das ganze Dorf zum Gespött hatte, auskramte und sich damit breit aufs Kanapee setzte, gab es ein paar knappe Antworten.

Vor allem wollte sie wissen, wieviel da beim Vetter Sämi zu erben sei, und ob sie eventuell auch auf einen Anteil zählen könne.

„Weißt du, Didi", sie tuschelte, um vom Aferli nicht verstanden zu werden, „weißt, eigentlich hätt er mir schon etwas vermachen dürfen, er ist mir lang genug nachgelaufen vor 30 Jahren, der Sämi."

„Es wird schon etwas abfallen für Euch, Bäsi."

So plauderten sie ein Viertelstündchen und als die Bäsi endlich abschob, begleitete es sie noch ein Stücklein. Und da es eben Betzeit läutete, ging es zufällig noch schnell durch die Kastanienallee, wo sein Liebster schon eine Zeitlang wartete.

Der Hans fluchte innerlich alle Zeichen, als er hörte, daß der reiche Haldengütler als Konkurrent auftauchte und wäre gleich bereit gewesen, ihm bei der Heimkehr an die Gurgel zu fahren. Aber da diese Gefahr vorläufig noch nicht allzu nahe stand, besann er sich eines Bessern, umhalste, da das Herz nun einmal aufgebraust war, umso lieber seinen heimlichen Schatz und blinzelte mit freundlichen Worten schon nach dem etwas umständlichen Heimweg nach der heutigen Probe.

„Da gibts nichts draus — ich darf nicht aus dem Haus!" — Aber sie finden trotzdem den Rank. Wozu sind Vater und Mutter fort? Hat man nicht eine Stube frei? —

Fröhlich pfeifend schritt der Rütelihans dorfaus, richtete im Vorbeigehen im Schulhaus aus, daß die

heutige Probe in der Stube des Staldengütlers stattfinden müsse und studierte auf dem Heimweg das Problem, wie der Tobisli für zwei, drei Stunden vom Hof zu bringen sei. —

Als er einen Viertel vor acht Uhr in die Stube trat und den Tobis in Pantoffeln und hemdärmlig auf dem Sofa sitzen sah, wo er die Zeitung las, und das Dideli mit einem halbfröhlichen Gesicht am Tisch, da schien ihm die Lösung der Aufgabe doch nicht so einfach. Der Tobis war zwar keiner von den Schlimmsten; aber immerhin, wenn er beinah ehrenwörtlich sich verschworen hatte, als Vizevater zu Haus und Hof zu sehen und vor allem zum Didi, so war die Sache doch nicht so einfach.

Der Tobis schien denn auch nichts weniger als erbaut zu sein ob dem Besuch. Er räusperte sich scharf und meinte kurz, als Hans seinen Hut an den Nagel neben der Türe hängte: „Ich glaube, wegen der Zeit, die Ihr da in der Stube drin seid, braucht Ihr den Hut nicht extra aufzuhängen!"

Als Hans diese etwas giftige Bemerkung zu überhören schien, wurde das Männchen deutlicher: „Wir brauchen keinen Besuch, weder ich noch das Didi — und überhaupt ist jetzt Schlafenszeit, jawohl!"

„Ihr seid sonst auch nicht immer der erste, der ins Bett treibt, wenn der Meister einmal nicht im Haus ist", gab der Junge zurück. „Uebrigens, wenn Ihr schlafen gehen wollt, hält Euch kein Mensch!" —

Sie gifteten eine kleine Zeitlang hin und her, und da sich der Knecht in seiner Rolle als Vizevater gar wichtig vorkam und vielleicht trotz der grauen Haare auch nicht ungern mit des Meisters rotbackiger Tochter allein noch ein halbes Stündchen geplaudert hätte, schienen die Chancen des Pärchens nicht allzu rosig.

Bis dem Hans ein Gedanke kam: „Also!" sagte er und stand auf — „in dem Fall geh' ich — 's ist mir übrigens soweit gleich — im „Goldenen Maienriesli" haben sie heut den ersten Sauser — früher Sauser ist das, nicht wahr, Tobis?"

Der Tobis hatte schon die Ohren gespitzt.

„Schade, daß Ihr schon zu Bett wollt, Tobis — ich hätt' Euch einen halben Liter bezahlt, wenn Ihr mitgekommen wäret —"

Der Tobis kratzte sich in den Bartstoppeln und buchstabierte an einer Ausrede herum.

Das Didi kam ihm zu Hilfe: „Schau Tobis, ich hätt' dir den ersten Sauser gern gegönnt, bist auch kein Ungrader und hast's heute noch extra streng gehabt —"

Kurzum, nach kürzester Zeit gingen die Zwei durchs Dorf hinunter, dem „Maieriesli" zu. Daß dabei dem Jungen plötzlich in den Sinn kam, daß er noch in der Stube seinen Hut vergessen habe, fiel dem Tobisli weiter nicht auf; er sah nur noch den roten Sauser vor sich. Er nahm auch ohne weiteres den Fünfliber, den ihm Hans in die Hand drückte. — „Bstell vorläufig einen Liter, ich komm' dann gleich nach!" — und saß bald darauf, glücklich den neuen Oberländer durch die Gurgel ziehend, hinter dem langen Wirtstisch im „Maieriesli". —

Der Hans, im hellen Galopp, holte sich sein Kostüm zu Hause, um baldmöglichst wieder bei seinem Hut und seinem Dideli zu sein. —

Dort war vorderhand aber schon der Erste eingerückt, der Lehrer! Man wartete, während der Lehrer weit und breit über den Wert seiner Dichtung, über den historischen Stoff der heimatlichen Sagengeschichte sich ereiferte, auf die andern Spieler.

Damit wars freilich noch nichts. Denn unversehens stand, zum zweitenmal schon, die Base unter der Tür; kaum das der Hans noch Zeit zum Verschwinden fand.

„Ich hab' keine Ruh' und Rast", kam sie keuchend. „Ist der Vater heimgekommen — oder hat er wenigstens etwas berichtet, wieviel's uns treffe?"

Dann sah sie den Lehrer und gleich stiftete ihre Altjungfernlogik Unheil: „Jaso! — Ich will nicht stören! Soso, der Herr Lehrer! Aha! — Tun Sie nur nicht so geniert, Herr Lehrer, ich sag' keinem Menschen ein Wort, bevor es Zeit ist!" Und bevor der erstaunte und also verdächtigte Lehrer auch nur ein Wort herausbrachte, pries ihm die gute Seele ihr Gottenkind in allen Tonarten als gute Hausfrau — was das Didi nur kochen kann! Und putzen! Und dazu das allzeit fröhliche Gemüt etc.!

„Und jetzt erst noch das viele Geld — he, Didi — da muß dann der Vater ein wenig eingeseift werden, so an die 5000, 6000 Franken vom Erb soll er dir dann nur auch bereit legen, gelt!"

Das auf diese unerwartete Art zusammengegebene Paar war wie auf Stecknadeln. — Endlich gelang es dem Lehrer, einen Keil zwischen die Lobreden der Base zu treiben. Er sei ohne jegliche Nebenabsichten, wie er sich denn überhaupt noch nie mit der Möglichkeit einer Verehelichung befaßt habe. Die Base stand nach dieser ernsthaften Erklärung etwas vertattert da und hielt es für das Beste, sich mit ein paar verlegenen Worten zu verziehen.

Es war aber auch die höchste Zeit; denn bald füllte sich die Stube mit einem halben Dutzend Ritter und Edelfrauen mit Barett und verbrämten Plüschschleppen. Die Probe konnte beginnen — die Sage vor dem alten Grafen Melchior v. Holenstein, der um einer Liebesschuld willen keine Ruh noch Rast haben sollte, es sei denn, er vollbringe ein gutes Werk. — Schwung war in den Versen und der Lehrer sparte nicht mit Lobsprüchen, als der Rüteler als gepanzerter Graf sterbend auf das Sofa purzelte. Ergriffen von der Tragik, hielten sie einen Augenblick ein...

Mitten in diese Kunstpause hinein hörte man eine etwas angeölte Stimme singen: „Wenn's die Blümlein draußen zittern". — Unzweifelhaft war das vor der Haustüre.

„Der Tobis — um Gotteswillen, lauft zur hintern Tür heraus, der darf nichts wissen — fort!" schrie das Didi. Im Hui trampelten die Bauernschuhe durch Treppen und Gang und, etwas aus seinen dramatischen Träumen gerissen und mit der jugendlichen Flucht nicht ganz einverstanden, stolperte der Lehrer verärgert durchs Dunkel, heimzu.

Nur Hans war zurückgeblieben, teils aus dem instinktiven Bewußtsein, daß er da ungeahnt vielleicht zu einer kleinen Einzelprobe käme, teils aus dem Gefühl heraus, daß er schließlich ein gewisses Recht darauf habe, der Weiterentwicklung zuzusehen. Mit dem Zusehen wars freilich vorderhand nichts; denn das flinke Didi, als es seine gepanzerte Unbeweglichkeit sah, drängte ihn in einen Winkel, warf das Tischtuch über ihn und verschwand.

Schon sang und fluchte der Tobisli, torkelte zum Lichthalter und übersah die merkwürdige Lage der Dinge.

„Weiß der Teufel — die haben Versteckis oder Fangis gemacht — aber daß man zuletzt so aus einer Stube davonläuft — ja, ja!" Leise fluchend stellte er Tisch und Stühle zurecht. Was dieser verdammte Rütelihans ihm da wieder für eine Suppe eingebrockt hatte — das hatte man für die Gutherzigkeit — das Tischtuch war überhaupt nicht zu finden — vor lauter Oberländersauser —.

Doch richtig, da hing es — ritsch — runter! — Er rieb sich die Augen — Herrgott — was war das? — Ein Ritter, wie sie vor uralten Zeiten — ja, so wie da einer im Holenstein spukte und dem Meister das Leben sauer machte — beim Eid war das der!

„He?" fragte der Tobis etwas schüchtern, trotz seines angetrunkenen Mutes. Der Ritter muckste sich nicht. Auch nicht, als ihn der Tobis in zunehmender Sauserlaune mit wenig freundlichen Bemerkungen titulierte. Erst als er anfing ihn mit der Fuhrmannspeitsche zu kitzeln und dem stummen Gast gar das heruntergeklappte Visier öffnen wollte, erhielt er plötzlich von der eisernen Hand einen so kräftigen Schlag, daß sein umnebeltes Gehirn in eine völlige Wolkenschicht hineingeriet: Fort! Fort!

Lachend sahen ihm Hans und Didi nach, wie er im Zickzack über den Platz lief, wohl dem „Maienriesli" zu.

„Wenn er nur nicht mit einem Haufen Burschen zurückkommt!", ängstigte sich das Mädchen.

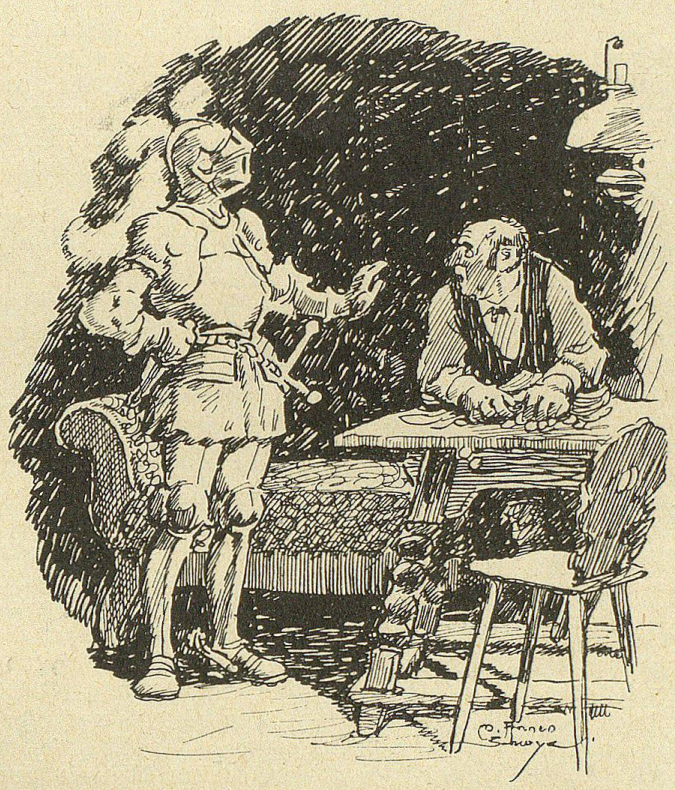
„Was denkst, dem glaubt heut' Abend keiner etwas", tröstete der Junge.

Sie hatten Wichtigeres zu tun, die Zwei. Da war vor allem der Haldengütler! —

„Wenn dein Vater dich dem anhängen will, dann weiß ich nicht was ich tue! Stell' dir das vor: Du und der Haldengütler, das lange Elend, das kein Mädchen in der ganzen Gegend mehr will — das liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen!"

„Hab' keine Angst — gib mir lieber einen Kuß!"

Während dieser angenehmen Beschäftigung gab es plötzlich einen kleinen Knacks. Das Visier war hinuntergefallen und irgendwo verklemmt. Umsonst probierte der Ritter den eisernen Helm vom Kopf zu ziehen. Er saß mitten drin, wie jener Kater, der sein Leckermaul in den Rahmtopf hineingezwängt hatte und nicht mehr vor- und rückwärts konnte. Vergeblich mühte Didi seine feinern Finger ab — der Helm saß fest und unbeweglich.



Und zu allem Unglück trompete in diesem Moment eine Autohupe vor dem Hause. — Ein Blick durch die Jalousien: „Um Gotteswillen, der Vater und die Mutter — in des Kreuzwirts Auto — verschwind!"

Der Ritter wäre wohl gern verschwunden, aber wohin?

„Ich seh' nichts durch die verdammten kleinen Löchlein im Helm —" Er torkelte, beide Hände vor sich streckend, durch die Stube. Es klapperte von Blech und Eisen.

„Sie machen schon die Haustür auf — Hans — ach, mein Gott! — In den Kasten — schnell!"

Als nach einigen Minuten der Staldenbauer seelenvergnügt mit seiner Frau in die Stube trat, war kein Mensch mehr da. Da er einesteils gut gegessen und nicht weniger gut getrunken hatte und anderenteils sein Herz bei den geerbten Gütern stand, die wohlverschlossen in dem alten Handköfferchen auf dem Tisch standen, wunderte er sich auch nicht, die Stube nicht gerade in der absolut gleichen Ordnung zu treffen, wie es sonst Samstagabends jahrein und -aus Brauch war. Die Mutter hingegen stellte mit leisem Kopfschütteln ein paar Stühle zurecht. —

„So", seufzte befriedigt der Alte — „so, da wär' man wieder!"

„Gottlos müd bin ich!" meinte die Mutter.

„Dumms Zeug! Du bist auch der einzige Mensch, der vom Erben müde wird", murrte der Alte, indem er sich die Schuhe aufnestelte. Dann kamen sie auf die Erbschaft zu reden. Zehntausend Franken alles in allem — mehr als sie gedacht hatten —.

„Da wird dann die Hälfte gleich dem Didi als Aussteuer auf die Bank gelegt", schlug die Mutter vor.

„Selbstverständlich! — Aber nur, wenn es einen ordentlichen, hablichen Mann nimmt, nicht irgend so einen jungen Schluferi —"

Und ohne auf die Einwände der Mutter zu hören, entwickelte er seinen Plan; stellte das Didi in Gedanken und Worten zu des Haldengütlers drei Rossen, dreißig Kühen. —

„Als Bäuerin zu dem altledigen Cholderi, dem man sein schlechtes Gewissen auf eine Stunde weit ansieht?"

„Der hat kein schlechteres Gewissen als ich — und gäb einen Mann wie Gold —"

„Ja — Trompetengold! — Ueberhaupt, geh ich jetzt ins Bett!" —

Als der Staldenbauer allein war, packte er langsam seine Erbschaft aus. Stellte die Goldstücklein in Reih und Glied auf, legte die Noten wie hübsche Tischtüchlein nebeneinander und machte aus den Gülten und Obligationen eine kleine Beige.

1295 Franken legte er beiseite. — „Das ist für das Holensteingütli — der Turm muß weg, ich will den verdammten alten Markstein nicht jeden Abend wie einen Stein auf der Bettdecke spüren und den Lärm im Gemäuer hören!"

Dann legte er 2000 Fr. daneben. „Die bekommt das Didi, wenns den Haldengütler nimmt — und den nimmt's und keinen andern! — Dem Rütelihans gebich's nicht, und wenn der Teufel samt den Hörnern oder der lebendige Holensteinler vor mir stände!"

Er hielt erschrocken inne. Irgend etwas hatte draußen wohl gestöhnt.

„Ach was!" — Aber zur Beruhigung holte er doch die Strohflasche mit dem Kirsch, nahm einen kräftigen Schluck — und noch einen —

Wieder irgend etwas, sollten schon Einbrecher —

Er schloß die Gangtüre ab, drehte das Licht aus und öffnete sorgfältig die Fensterladen — ein Windzug riß sie ganz auf. Das volle Mondlicht fiel in die Stube. — Er trat zurück...

Mitten in der Stube stand wie ein Gespenst — in bläulichem Schimmer seines Panzers — ein Ritter! —

„Der Holensteinler!" ächzte der Alte. — „Um Gotteswillen — was wollt Ihr?" —

Er warf sich mit dem Rücken gegen den Tisch, versuchte mit krampfenden Fingern Geld und Noten einzupacken.

„Laß das Zeug, Staldenbauer!" tönte die hohle Stimme des steinernen Gastes. „Bet' lieber in deiner letzten Stunde!"

Der Staldenbauer sank zitternd in die Knie:

„Lieber Heiland, mach mich fromm,
daß ich in den Himmel komm!"

„'s wär' jetzt die höchste Zeit zum Frommwerden, Staldenbauer!" murrte der andere. Langsam trat er auf den Tisch zu, beugte sich über den im Mondlicht leuchtenden Vertrag. —

„So, ein Vertrag mit dem Haldengütler? — Was habt Ihr mit dem zu schaffen?"

„Ihr wißt das wohl! — Seit wir zusammen den Marchstein am Holensteingut versetzt haben, hab' ich ja keine gute Stund' mehr — seit dreißig Jahren —"

„Und jetzt wollt Ihr scheints dem langen Elend noch Eure Tochter vermachen — hat Euch das der Teufel eingegeben?"

„Man meint's ja nur gut mit dem Kind!"

„Ja — ich auch!"

Dann nach einer Weile: „Nehmt Papier und Tinte — ich will Euch sagen, was Ihr zu schreiben habt!"

Der Alte wollte Licht machen.

„Nichts! — der Mond scheint hell genug!"

Im Schein des Mondes schrieb der Stäldeler, was ihm der andere vorsprach — schlotternd und mit Widerreden: „Ich, der Staldenbauer, erkläre, vor 30 Jahren zusammen mit dem Haldengütler den Marchstein vor dem Burgturm des edlen Ritters Melchior von Holenstein widerrechtlich versetzt zu haben."

„Unterschrift — vorwärts!"

Der Ritter nahm den Zettel mit schweren Händen.

„Weiterschreiben!"

Des Staldenbauers ungewohnte Hand zitterte wieder übers Papier — eine traurige Figur inmitten seines Geldes!

„Der Unterzeichnete, Staldenbauer, erklärt feierlich, dem Inhaber dieses Scheines sein Didi mit Freuden als Frau zu geben mit einer Aussteuer von 3000 Franken."

„Aber nur, wenn's nicht der Rüteler ist!"

„Sei es, wer wolle — jedenfalls muß es der sein, den es am liebsten hat!"

Auch diesen Zettel nahm der Ritter zu sich. Der Staldengütler atmete ein wenig auf.

„Sind wir jetzt wieder eins, oder?" fragte er mit einem schiefen Blick auf das Gespenst.

Der Geist murrte etwas Unverständliches.

„Dann hätt' ich noch eine Bitte — falls es Euch nichts macht — Ihr brauchts ja nicht — man sagt, es sei noch ein Schatz in Eurem Turm verborgen?"

„Der liegt hundert Klafter tief und es sitzt einer drauf mit glühenden Augen —"

Mit beiden Händen wehrte der Bauer ab.

„So — jetzt schlaft Euren Traum aus, Staldenbauer! — — Auf Nimmerwiedersehen!"

Mit stolpernden Schritten ging der Ritter durch die Türe, polterte die Treppe hinunter.

Der Staldenbauer hockte wie ein Häufchen Elend auf dem geblumten Sofa. Dann drehte er das Licht an und sah sich um — zählte — zählte. — Gestohlen hatte der Holensteinler nichts — das war ein Trost!

Aber was wollte der Unhold mit den Briefen? Seufzend schenkte er sich ein Gläschen ein — dann noch eins. — Im guten Glauben, er liege nun müde und matt im Bett, streckte er sich dann, für einen Augenblick bloß, aufs Kanapee. —

Auf den nackten Füßen schlich am Frühmorgen, als die Sonntagsglocke Betzeit läutete, das Didi in die Stube hinunter. Es hatte den nächtlichen Rummel wohl gehört, aber nichts verstanden. Nun räumte es in aller Eile die Stube etwas in Ordnung, stellte das Gewehr hinter den Kasten; sobald es aber Tritte hörte über sich, verschwand es.

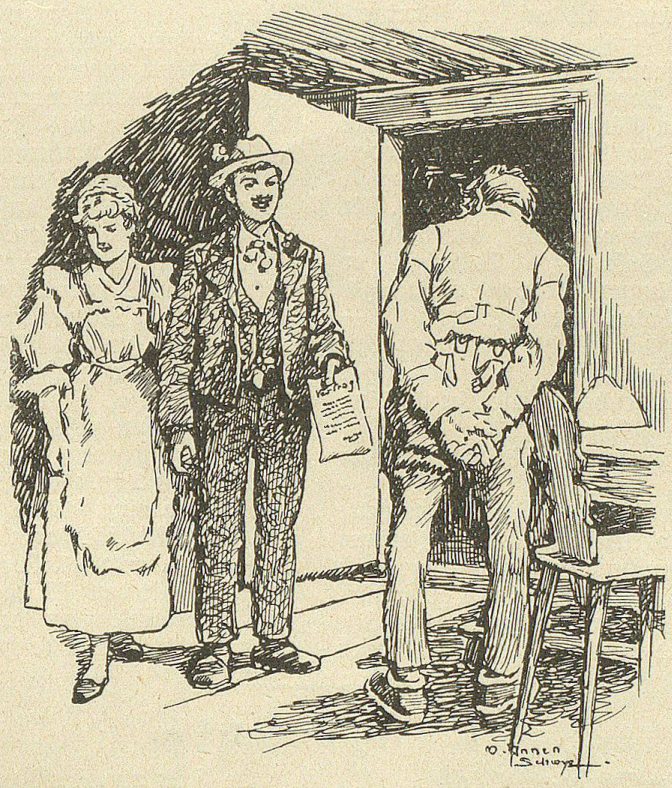
Beim Frühstück schien etwas in der Luft zu liegen. Der Vater hockte mit einer essigsauren Miene neben der vollen Kaffeetasse, der Tobis schien ein blaues Auge zu haben und die Mutter tunkte schweigend ein Stücklein Weißbrot ums andere in die Tasse.

Didi fragte so harmlos als möglich, ob das Erben nun gut angeschlagen habe?

„Frag nicht so dumm, fang dein neues Jahr nicht so blöd an", murrte der Alte als Geburtstagsgruß.

Nach dem Essen winkte der Meister dem Tobis zu bleiben. Aber wie er das Männchen auch ins Gebet nahm kreuz und quer, mehr war nicht herauszubringen, als daß das Didi beizeiten ins Bett gegangen sei und er habe dann noch schnell einen Schluck getrunken. Mitten in der Nacht hätt's ihm geschienen, es habe etwas gerasselt, aber er habe sich das mit dem Holensteinler im Turm erklärt, der wohl wieder eine unruhige Nacht gehabt habe. Man höre allerlei in der letzten Zeit —.

„Larifarizeug! Bubengerede!" murrte der Meister. „So, und jetz geh' zum Haldengütler und sag ihm, er soll die Sache so schnell wie möglich in Ordnung bringen, noch vor dem Kirchgang, verstanden — awanti — marsch!" —



Der Staldenbauer zog Kragen und Krabatte an.

„Wohin? — willst du zur Kirche?" wunderte sich die Mutter.

„Zieh' dich anständig an — verstanden — und das Didi auch, aber sofort!" und mit einem Faustschlag auf den Tisch — Herrgottnocheinmal! — kürzte er das Gespräch unzweideutig ab.

Mitten in die Kirchgangsvorbereitungen schneite die Base hinein, geplagt und gejagt von der Neugierde, ob's ihr nicht auch etwas treffe?

„Natürlich hast du etwas!" Höhnisch schmunzelnd holte er ein verschnürtes Zigarrenkistlein. „Da auf dem Deckel steht: „Von meinem ersten Schatz", und das sollt scheints Ihr gewesen sein, Bäsi!"

Die Base öffnete. Ein Bund Briefe, umwunden mit einem roten Bädchen, fiel heraus.

„Nun, Bäsi?" —

„Das ist ein schlechter Spaß!"

„Und alle, den letzten und einzigen hat der Advokat vorlesen müssen!"

Die Base wußte nicht, sollte sie weinen oder lachen. Auf jeden Fall aber fing sie an zu schimpfen, was das Zeug hielt, bis es selbst dem Bauer zu dick wurde.

„Ich weiß ein Mittelchen, Bäsi!" sagte er und entnahm der Tasche noch ein gelbes Kuvert. „So, da!"

Triumphierend schwenkte sie gleich darauf eine Banknote: „500 Franken — 500 Franken!" Sie bekam Freudentränen, rief Haus und Hof zusammen und umhalste die ganze Stube, zuletzt und zulängst den Tobisli, der eben auch noch eintrat und sich vergeblich zu wehren suchte.

Mitten in die 500-fränkige Freude hinein schmetterte eine Blechmusik direkt unterm Fenster. Die Fensterflügel flogen auf — richtig, da bliesen ihrer drei und der Lehrer dirigierte.

„Das Didi hat den 20. Geburtstag, und überhaupt passiert heute noch verschiedenes", erklärte trocken der Vater.

Es schien so; denn nun trat, im Sonntagsstaat, ein Blümlein am Hut, — der Rütelihans in die Stube. Er wolle mit dem Vater etwas reden, meinte er und nahm ungeniert des Töchterchens Hand in die seine.

„Da gibts nichts zu reden — gar nichts — das weiß man schon von weitem, was geläutet werden soll —!"

Die Mutter versuchte einzulenken. Der Vater fuhr ihr mitten in alle guten Gründe wie ein Habicht unter Hühner und die Musik schmetterte dazu fröhlich weiter ihren Marsch zum Fenster hinein.

Schließlich nahm der Rüteler, der seelenruhig geblieben war in all dem Wortgefecht, umständlich einen Zettel aus seinem Sackbüchlein — wie zufällig. Der Alte warf einen giftigen Blick darauf. Noch einen. Dann fing er an zu husten und bekam einen güggelroten Kopf: „Wie kommt der Zettel in deine Hand?" tuschelte er.

„Ja, ich hab' da gestern eine Gespenstergeschichte erlebt; ich bin dem Holensteinler begegnet..."

Es war gut, daß die Musik in diesem Moment nach einer kurzen Pause wieder mit vollem Fortissimo einsetzte und das Weibervolk ans Fenster zog. Was die beiden indessen miteinander karsteten, ist man nie inne geworden. Der Tobisli sagte nur hinterher, daß der Meister, als ihm der Junge einen Zettel vor den Augen zerriß, geseufzt habe: „Ach, mein Gott — jetzt ist mir ein Stein ab dem Herzen gefallen!"

Tatsache ist, daß der Vater nach diesem Gespräch ohne ein Wort der Einsprache zusah, wie der Hans das Didi vor der ganzen Zuschauerschaft abküßte. Daß er auch nichts dagegen hatte, als die Base, immer noch ihre Banknote schwenkend, die Musik zu einem Znüni einlud. Die kam auch, voraus der Lehrer, den steifen Sonntagshut auf sein Klarinett gestülpt, gratulierend und grüßend. Immerhin schien ihm irgend jemand zu fehlen — —

Unterdessen war ein Doppelliter Wein aufgefahren, der Tobisli hatte im Gärtchen ein Dutzend rote Dahlien abgerissen und den Strauß mitten auf den Tisch gestellt. — Ganz festlich sah das aus. —

Da stand der Haldengütler unter der Türe. Er übersah die Situation; nur den Hans, der sich eben hinter dem Didi aufs Sofa gesetzt hatte, sah er nicht — hingegen die Blumenpracht, die Sonntagskleider, die glühroten Backen seiner Zukünftigen — und jetzt bliesen richtig, wie befohlen, die vier Musikanten einen dreifachen Tusch.

Er streckte dem Staldenbauer die Hand hin: „Das geht ja alles wie geschmiert!" —

„Hm, ja, einigermaßen schon", räusperte sich der andere.

Der Haldengütler stellte sich in Positur, wickelte auch seinerseits einen Dahlienstrauß aus der Zeitung und begann seine Ansprache: „Hm.. es freut mich also, liebwerte Verwandtschaft und speziell dich, Didi, — freut es mich also, daß du meinem ehrenvollen Ruf folgen willst — und wenn du wacker und brav auf meinem Hof dein Tagwerk tun willst — ich habe dreißig Kühe und Stiere, drei Pferde, einen Traktor ezetera — so sollst du es gut haben —"

Die verdutzten Gesichter ringsum brachte seine wohlstudierte Rede ein wenig aus dem Geleise. Er hustete neuerdings —.

„Wenn Ihr so arg den Husten habt, Haldengütler," lächelte nun das Didi zu ihm, „dann ist's am besten, Ihr geht jetzt ordentlich heim, legt Euch mit einer Handvoll Brustthee ins Bett und schlaft drei Tage — hier in der Stube drin würd' er nur noch ärger!"

Des Freiers graue Aeuglein wurden groß, und noch größer, als nun der Rütelihans hinter dem Mädchen aufstand und — wie eine Selbstverständlichkeit — seinen Arm um die runden Hüften legte.

Er fuchtelte mit dem Dahlienstrauß dem verflossenen Schwiegervater im Gesicht herum, probierte einige Schimpfwörter zu stottern und schlug schließlich dem Lehrer das Klarinett aus den Händen.

„Glaubt Ihr verdammten Trompetenbläsler, ich gäb' Euch zwanzig Franken für des Rütelers Verlobung? Sofort wird aufgehört — sofort, sag' ich!"

Aber der kam lätz an. Der Rütelihans legte der Musik fünf Fünfliber vor die Nase: „Und jetzt wird weiter gespielt, Herr Lehrer, auf meine Rechnung!"

Mit einem Wälzerchen von Gottesgnaden setzten die Vier ein und es ist nicht zu verwundern, daß gleich auch der lüpfige Takt den Jungen in die Beine fuhr. Ja, sogar der Tobisli mußte wohl oder übel mit; denn zusehen wollte die Bäsi nicht.

Nur der Haldengütler stand eine kurze Zeitlang noch an der Tür, unschlüssig, ob er der Gesellschaft zuleid noch eine saftige Abschiedsrede halten oder den stillen Abschied vorziehen solle.

Da es aber altes Vorrecht der Ledigen ist, Mißbeliebige mit den Ellbogen sanft „hinaus" zu tanzen, so machte ihm der Rütelihans mit keckem Schwung die Wahl leicht.

Tanzsundig.

Im Ochse, im Engel, in Chünge-n ist Tanz.
An Wände naa planget en farbige Chranz,
Alls lustigi Meitli im hübscheste Gstad.
Sie stönd mit de pützlete Burschte parad
Und warted uf d'Musig im Egge.

De Schuelmeister fed mit em Klimpere-n a.
D' Trombete chund gleitig en Takt hinenaa,
Und d'Gige, de Toni, er spielt d'Melodie,
Er wehrt si und chratzet vertrüdelet dri.
Jetz fürsi und zogen-n am Boge!

De Hans nimmt si Vrene, en jede sin Schatz.
Sie juchsed und nähmed de Saal ime Satz
Und bödeled, stampfed, es gahd wie de Wind.
Sie schüssed a d'Tisch und a d'Stuehlbei wie blind,
Dass d'Mure und d'Tili gigampfet.

Und d'Stundet, sie flüged wie d' Meitli devo.
Vun Berge-n-i d'Matte chund 's Morgerot scho
Zum Ochse, in Engel, i d'Chünge, i's Chrüz.
Uf einmal verstübed s' durhei wie de Blitz,
Und d'Sunne güggslet scho goldig.

Ungschlafe gahd jedes schnuerstracks a sin Cher,
Es lauft, wie wänn alles frisch igölet wär.
Und 's Vreneli schmützget im Polkaschritt d'Schueh.
Im Walzertakt mälchet de Hansli si Chueh
Und ghört na d'Trumbete-n im Ochse.

Ernst Eschmann.